

Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 45 (1989)
Heft: 4

Artikel: Bericht über den Stand der Arbeit an der 3. Auflage des hebräischen und aramäischen Wörterbuches von Ludwig Koehler und Walter Baumgartner
Autor: Stamm, Johann Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-878240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bericht über den Stand der Arbeit an der 3. Auflage des hebräischen und aramäischen Wörterbuches von Ludwig Koehler und Walter Baumgartner

Mit einem Rückblick auf die 1. und 2. Auflage¹

I

Die moderne und wissenschaftliche hebräische Lexikographie verbindet sich mit dem Namen Wilhelm Gesenius, von 1810–1842 Professor in Halle. Von ihm erschien in mehreren Auflagen sein «Hebräisches und Aramäisches Handwörterbuch über das Alte Testament», so der Titel in der 10. Auflage. Damit war, wie es im Vorwort des Neuen Gesenius (18. Auflage) von Rudolf Meyer und Herbert Donner heisst, «die Urgestalt unseres Wörterbuches» geschaffen.

Ausserdem begann Gesenius 1829 mit der Veröffentlichung seines «*Thesaurus philologicus criticus linguae hebraicae et chaldaicae*», ein Werk, das erst 1858 nach seinem Tode vollendet wurde. Das Hebräische und Aramäische Handwörterbuch erlebte nach dem Tode von Gesenius mehrere Neuauflagen und Neubearbeitungen, darunter mehrere von Frants Buhl zwischen 1890 und 1915. Seither gab es zahlreiche Nachdrucke, die den Text von 1915 unverändert darbieten.

Buhl, der Däne, war ein vorzüglicher Hebraist – es gibt von ihm einen dänisch geschriebenen Psalmenkommentar – und Buhl war zugleich ein erprobter Arabist. Er veröffentlichte 1903 auf Dänisch ein Buch über Mohammed, das 1930, übersetzt von H. H. Schaeder, neu und noch erweitert wiederum erschien. Vertraut auch mit anderen semitischen Sprachen,

¹ Referat, das am 12.1.1989 in der Berner «Alttestamentlichen Sozietät» gehalten wurde.

brachte Buhl alle nötigen und wünschenswerten Voraussetzungen mit, um sein Lexicon in der Tradition von Gesenius fortzuführen, d. h. neben dem Hebräischen die verwandten Sprachen mit zu berücksichtigen. In Leipzig, wo er eine Zeitlang lehrte, fand er dafür die ideale Umgebung: Für das Akkadische Heinrich Zimmern, für das Arabische August Fischer und für arabische Dialekte Hans Stumme und für das Aegyptische Georg Steindorff.

Doch ist das ja mehr nur der Rand und doch keine Zufälligkeit. Im Kreise seiner Verwandten tritt das Hebräische als echte, weltliche Sprache hervor, und zwar als eine der altertümlichsten unter ihnen, eine wichtige Tatsache, über die jetzt aber nicht mehr gesagt werden soll.

Für das Biblisch-Hebräische, immerhin die Hauptsache, erweist sich Buhl als ein Meister der klaren und übersichtlichen Darstellung, die in staunenswerter Weise die Mitte hält zwischen einer kärglichen Knappheit und einer zu grossen Breite. Man kann immer nur staunen über das sichere Mass, das er zu finden wusste.

Nachdem 1915 die letzte Auflage von Buhls Hand erschienen war und er die Arbeit nicht mehr fortsetzen wollte, drängte sich die Frage nach einem neuen und jüngeren Gelehrten auf, der bereit und philologisch ausgerüstet wäre, die grosse Aufgabe einer Neubearbeitung zu übernehmen. Wie ich von Walter Baumgartner weiss, hat sich auf dem Orientalistenkongress in München von 1921 oder 1922 Heinrich Zimmern an ihn gewandt mit der entsprechenden Frage. Baumgartner lehnte damals ab, doch sollte ihn diese Aufgabe viel später einholen.

So blieb die Sache zunächst stehen, und bei Gesenius-Buhl gab es immer neue, von den Studierenden gern benützte Ausgaben.

II

Seit langem war indessen bekannt, dass Ludwig Koehler in Zürich daran war, ein neues Wörterbuch zu erarbeiten. Auf dieses Ziel hin veröffentlichte er in der Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft (ZAW) Aufsätze und Miscellen zu einzelnen hebräischen Vokabeln, die viel Beachtung fanden und Hoffnung weckten.

Mit dem Ende des zweiten Weltkrieges war es dann so weit. Koehler trat durch Vermittlung von Piet de Boer mit dem Verlag Brill in Leiden in Verbindung. Dieser übernahm die Herausgabe unter der Bedingung, dass neben der deutschen Übersetzung einer Vokabel stets auch eine englische geboten würde. Koehler traute es sich zu, eine solche zu liefern, wobei er

allerdings nicht immer Glück hatte. Einen englischen Berater zog er nicht bei, dies im Unterschied zu Baumgartner, der bei der Arbeit am aramäischen Teil auf den Rat eines englischen Fachgenossen nicht verzichtete. Auf eine im Buchtitel sichtbare Verbindung mit dem Wörterbuch von Gesenius legten Koehler und wohl auch der Verlag in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg keinen Wert. Baumgartner hat dagegen den Verzicht auf den Namen Gesenius bedauert.

III

Anders war es in dieser Sache in Deutschland. Hier war der Wunsch nach einer neuen Bearbeitung des Gesenius lebendig, und zum Träger dieses Wunsches wurde Rudolf Meyer; ihn hatte ich noch als Studenten und dann als Doktoranden in Leipzig erlebt. Er war damals noch Schüler des Neutestamentlers Johannes Leiboldt, und er hatte vor, sich für dessen neutestamentliches Fach zu habilitieren, wobei er als guter Hebraist besonderes Gewicht auf die rabbinische Literatur legte. Dann kam der Krieg, und Rudolf Meyer – stets ein eindeutiger Gegner des 3. Reiches mit seiner Ideologie – wurde sogleich eingezogen. Er hat den ganzen Krieg durchgemacht, durfte ihn überstehen und kehrte dann zurück nach Leipzig. Dort hatte Albrecht Alt unentwegt seines alttestamentlichen Amtes gewaltet. Er hatte Rudolf Meyer nie aus den Augen verloren, und da er ihn als guten Hebraisten kannte, setzte er sich dafür ein, dass Meyer den verwaisten Lehrstuhl für Altes Testament in Jena erhielt. Seither ist Meyer dort geblieben, während Jahren als verehrter und angesehener Vertreter seines Faches und dann als Emeritus mit der leichteren Möglichkeit, in den Westen zu reisen.

IV

In seiner Jenaer Zeit trat Meyer mit kleineren und stets viel beachteten Arbeiten zur hebräischen Sprache hervor und mit Abhandlungen zu Problemen, die mit Qumran zusammenhängen. Seine Hauptsache war aber in Jena von Anfang an eine Neubearbeitung des Gesenius, die sich in der alttestamentlichen Wissenschaft als notwendig erwiesen hatte. So ergab es sich, dass Koehler in Zürich und Meyer in Jena an der gleichen grossen Sache tätig waren. Es stellte sich die Frage ein, ob die beiden Werke nicht vereinigt

werden könnten und sollten. Piet de Boer in Leiden hat mir einmal gesagt, er habe einen entsprechenden Versuch unternommen. Aber die damaligen Zeitläufe erlaubten das nicht. So schrieb jeder der beiden Gelehrten für sich mit helfenden Persönlichkeiten an ihrer Seite. Rudolf Meyer arbeitete, um das vorwegzunehmen, so lange seine Kraft dazu ausreichte. Als dies nicht mehr in genügendem Masse der Fall war, verband er sich mit Herbert Donner in Kiel, dem seinerseits Udo Rütterswörden zur Seite stand und steht. Die Verbindung mit den Gelehrten in Kiel hatte auch den Vorteil, dass das Werk im Westen erscheinen konnte, wo die wissenschaftlichen Hilfsmittel leichter zugänglich sind als in der DDR. Wie Sie wissen, ist 1987 der erste, schöne Band des neuen Gesenius (18. Auflage) erschienen, von *ʾĀleph* bis *Gimel*.

V

Doch nun zurück zum Wörterbuch – zum *Lexicon*, wie er es nannte – von Ludwig Koehler. Als Frucht jahrzehntelanger Arbeit erschien es in 1. Auflage 1953, nachdem Koehler es auf dem ersten Alttestamentler-Kongress in Leiden 1950 bereits vorgestellt und die Erwartungen der Fachgenossen vermehrt hatte. Nun hat Koehler seine unbestreitbaren Verdienste um die hebräische Lexikographie. Das zeigt sich bei seinem Verständnis für die biblischen Realien, aber auch bei grösseren Darlegungen zu theologisch wichtigen Begriffen, wie etwa *šāpaṭ* «schlichten», «zum Recht helfen» und etwa auch bei den Ausdrücken für «Gerechtigkeit». – Wie man weiss, war Koehler ein sehr vielseitiger Mensch mit vielen Tätigkeiten und Interessen. Auf das Schreiben eines Wörterbuches konnte er sich nicht beschränken. Vom Hebräischen abgesehen hatte er zudem nicht die philologisch-semitistische Ausbildung, wie sie wünschbar gewesen wäre. Was hier fehlte, war in reichem Ausmasse bei Koehlers Kollegen und Freund Walter Baumgartner, meinem verehrten Lehrer, in Basel vorhanden. Zwischen beiden hätte es eine sinnvolle und fruchtbare Zusammenarbeit geben können. Sie kam leider nur zu einem Teil zustande, und dies wohl vor allem deshalb, weil Koehler mit dem *Lexicon* seinen eigenen Weg gehen und kritische oder abweichende Meinungen nicht gerne annehmen wollte. So war Baumgartner nie sicher, ob und wieviele seiner Hinweise und Bemerkungen aufgenommen würden. Der so visierte und bedauerliche Unterschied zeigte sich auch in der verschiedenen Beurteilung, welche die beiden Teile des *Lexicons* in der Wissenschaft fanden. Beim grossen hebräischen Teil stellte sich bei aller Anerkennung für die geleistete Arbeit bald eine recht deutliche Kritik

ein, während der viel kleinere aramäische Teil, den Baumgartner verfasst hatte, voll anerkannt und gewürdigt wurde.

Auf die 1. Auflage von 1953 folgte schon 1957 eine 2. Auflage, die nach dem Tode Koehlers Baumgartner herausgab. Diese bietet den unveränderten Text der 1. Auflage, wird aber ergänzt durch einen Supplement-Band. Dieser enthält – noch von Koehler geschrieben – ein deutsch-hebräisches Wörterverzeichnis und als wichtigen Bestandteil aus der Hand von Baumgartner eine grosse Liste von Zusätzen und Berichtigungen, auf die sogar noch «*Additamenta novissima*» folgen.

VI

Diese 2. Auflage konnte nur ein Übergang zur 3. sein, an deren Ausarbeitung Baumgartner sich machte, wofür er die Zeit nach seiner Emeritierung 1957 gerne, mit Freude ausnützte. Man hätte erwartet, dass er im Ruhestand noch einige Sprachstunden – Akkadisch, Aramäisch – geben würde. Aber das war nicht der Fall. Das Wörterbuch liess keinen Raum dazu. Die erste, bis zum Anfang von *Ṭēt* reichende Lieferung erschien 1967, nicht lange nach seinem 80. Geburtstag. Bei der Arbeit unterstützte ihn Benedikt Hartmann, der zunächst Lektor für Hebräisch in Basel war, bevor er als Professor für Religionsgeschichte nach Leiden berufen wurde. Doch von dort flog er regelmässig nach Basel, um mit Baumgartner die anfallenden Fragen zu besprechen und ihn beim Arabischen, das er in Beirut studiert hatte, zu beraten. Für das Mittelhebräische und Samaritanische stand Baumgartner der israelische Gelehrte E. Y. Kutscher zur Seite.

Die zweite Lieferung, von *ṭabbāḥ* bis *nbṭ* reichend, erschien 1974, und Baumgartner konnte das Manuskript – wie immer ohne Schreibmaschine – in seiner schönen und so gut leserlichen Schrift noch ganz zu Papier bringen. Während die Korrekturen liefen, starb er Ende Januar 1970. Die beiden Lieferungen lassen die bessernde und modifizierende Hand Baumgartners erkennen. Die Literaturangaben sind reicher als in der 1. Auflage, die verwandten Sprachen – vor allem das Ugaritische – werden gleichmässiger berücksichtigt, und bei schwierigen oder umstrittenen Vokabeln drängt Baumgartner das bei Koehler etwas zu häufige «unerklärt» zurück. Bei seinem Alter fühlte er sich etwas zur Eile gedrängt, und so konnte es, wie Hartmann erzählt, vorkommen, dass er bei einem längeren Artikel sagte: «Das ist zu gross, das lassen wir.» Doch ohne Zweifel ist Baumgartners gewissenhafte Art und seine weite Gelehrsamkeit dem Wörterbuch zugute gekommen.

VII

Als Baumgartner starb, hinterliess er keine Anordnung darüber, wie es mit dem Wörterbuch weitergehen solle. So stand Hartmann, der am besten mit der Sache vertraut war, ohne ein weisendes Wort seines (unseres) Lehrers da. Er musste sich von sich aus nach geeigneten und willigen Mitarbeitern umsehen. Er fand zunächst Philippe Reymond aus Lausanne. Interessiert an den Sprachen, hatte sich dieser nach seinem Theologiestudium nach Zürich gewandt, wo er zum Schüler von Ludwig Koehler wurde. Als Thema für eine Dissertation gab dieser ihm: «L'eau, sa vie et sa signification dans l'Ancien Testament», erschienen bei Brill 1958. Danach hat Reymond sich wissenschaftlich vor allem betätigt bei der Herausgabe des Alttestamentlichen Teiles der «Bible Œcuménique». In der Festschrift zu Baumgartners 80. Geburtstag hat er anschaulich darüber geschrieben: «Vers une traduction française œcuménique de la Bible».

Das dritte Los, das Hartmann für das Wörterbuch noch zu vergeben hatte, fiel an mich oder liess er an mich fallen, obwohl es – sei es in Zürich, sei es in Leiden – Stimmen gab, die sagten: «Nicht Stamm», ein Verdikt, das vermutlich mit (veralteten) Richtungsgegensätzen zusammenhing. Von meinem Weg bis zum Wörterbuch werde ich nachher noch etwas sagen.

VIII

Die Aufgabe des nunmehr gebildeten Dreiergremiums bestand zunächst darin, die 2. Lieferung, deren 1. Korrektur schon vorlag, durch die 2. Korrektur und dann weiter soweit zu führen, bis der fertige Band erscheinen konnte. Doch waren, wie Hartmann im Vorwort ausführt, unseren Bemühungen dadurch enge Grenzen gesetzt, dass für den Grossteil dieser zweiten Lieferung die Fahnenkorrekturen schon vorlagen. In das Lesen der Korrekturen teilten wir uns, und ich wurde dabei unterstützt von Madeleine Beglinger. Sie war damals Hilfsassistentin am Orientalischen Seminar, das ich leitete.

Obwohl, wie gesagt, die Grenzen uns eng gesetzt waren, konnte ich mich eines kleinen Eingriffs nicht enthalten. Dieser betrifft die hebräischen Imperfekt-Namen, wie z. B. *Jišmā'ēl* und *Jišma'jāhū*. Noth folgend, der die Namen als Wunsch-Namen versteht, übersetzt Baumgartner: «El höre». Da ich aber glaube, das Imperfekt vergangenheitlich auffassen zu müssen, also «El hörte», konnte ich mich nicht enthalten, im Lexikon «El höre/te» zu schreiben.

IX

Schon während die 2. Lieferung ausgedruckt wurde, machten wir uns an das Manuskript zur 3. Lieferung (zum 3. Band), der dann ja 1983 erschien. Zu diesem Manuskript gab es nur noch wenige und fragmentarische Vorlagen von Baumgartner, so dass wir es zum grössten Teil selber erstellen mussten.

Dazu gehörte zunächst die wissenschaftliche Literatur. Aus ihr musste aufgearbeitet werden, was seit dem Tod von Baumgartner liegen geblieben war. Philippe Reymond hat besonders die entsprechenden Hefte von «*Vetus Testamentum*» durchgemustert und öfters auch Belege aus der französisch- und englischsprachigen Literatur beigebracht. Auch Benedikt Hartmann suchte nach ergänzenden Beiträgen aus der Literatur, vor allem aber pflegte er den Kontakt mit Ze'ev Ben-Ḥayyim in Jerusalem, der nach dem Tod von E. Y. Kutscher für das Mittelhebräische und Samaritanische an dessen Stelle getreten war.

Bei allen diesen Arbeiten und Betätigungen musste schliesslich ein Manuskript entstehen, anhand dessen unsere Dreiergruppe diskutieren und arbeiten konnte.

Obwohl Benedikt Hartmann am längsten mit dem Werden des Wörterbuches vertraut war, ergab es sich nun doch, dass es mir zufiel, das Manuskript – vielleicht genauer den Entwurf zu einem solchen – zu schreiben.

X

Das gibt mir Anlass, etwas aus meinem Leben zu erzählen, um so zu erklären, wie es kam, dass ich gleichsam der *primus inter pares* wurde. Ich habe 1930 in Basel das Studium der Theologie aufgenommen, von Anfang an, wie ich gestehen muss, mit einer starken Schlagseite zu den Sprachen, das war ausser Hebräisch besonders Arabisch bei dem Islamforscher Rudolf Tschudi und Akkadisch neben Aramäisch und Syrisch bei Walter Baumgartner. Als ich im Frühjahr 1934 das Theoretisch-Theologische Staatsexamen bestanden hatte, ermunterte mich Baumgartner, das orientalistische Studium in Leipzig fortzusetzen, weil dort der geniale Assyriologe Benno Landsberger in einem Kreis von Schülern verschiedener Nationen wirkte. Landsberger nahm mich wohlwollend auf und liess mich gleich an seinem Seminar über das «Gilgamesch-Epos» teilnehmen. Daneben hielt er eine Übung ab zu den altassyrischen Rechtsurkunden aus dem kleinasiatischen Ort Kültepe. Diese Urkunden enthalten am Schluss jeweils Listen von Zeugen.

Landsberger erklärte beiläufig den einen oder anderen Namen dieser Zeugen.

Das weckte mein Interesse, und als er mich am Ende jenes Semesters fragte, ob ich nicht eine Dissertation schreiben wolle, sagte ich ohne zu zögern: «Gewiss, und zwar über die Namen.» Landsberger antwortete: «Darüber würde ich Sie gerne arbeiten lassen». Ich machte mich schon in den Semesterferien an die Arbeit, und Landsberger begleitete sie zuerst mit seinem mündlichen Rat, freilich so nicht mehr lange, denn schon im Winter 1934/35 wurde ihm, obwohl er Kriegsteilnehmer war, wegen seiner jüdischen Herkunft die Lehrberechtigung entzogen «zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums», wie es in dem Dokument hiess, das er mir zeigte. Ein Ruhegehalt wurde ihm nicht abgesprochen, aber er erkannte die Lage, und auf den Rat einiger Freunde nahm er eine Berufung an die Universität Ankara an. Hier überdauerte er den Krieg, bis er 1948 an das «Oriental Institute» der Universität Chicago berufen wurde, wo er in den letzten 20 Jahren seines Lebens eine überaus fruchtbare Forschungstätigkeit entfaltete.

Während all dieser Jahre durfte ich brieflich die Verbindung mit ihm behalten, so dass ich meine Dissertation: «Die akkadische Namengebung» abschliessen und 1939 mit ihr in Leipzig zum Dr. phil. promovieren konnte. Landsberger war ein unerreichter und anerkannter Meister in der Assyriologie und zugleich ein Kenner und Freund der anderen semitischen Sprachen, sodass man auch in dieser Beziehung viel von ihm lernen konnte. Ich will darüber jetzt nicht mehr sagen. Einiges davon ist in dem Bericht enthalten, den ich auf Wunsch von Walther Zimmerli 1977 am Alttestamentler-Kongress in Göttingen vorlegte. (Er ist erschienen in ZAW 90, 1978, 112–114, leider verkürzt um den Schluss-Satz, den ich mir schön ausgedacht hatte mit Beziehung auf die Schrift von Zimmerli: «Der Mensch und seine Hoffnung im Alten Testament», 1968).

XI

Zurückgekehrt nach Basel wandte ich mich der Theologischen Dissertation über «Erlösen und Vergeben» zu und bereitete mich auf das Lektorat für Hebräisch vor, das ich vom Frühjahr 1941 bis zum Frühjahr 1949 ausüben durfte. Zu diesem Zeitpunkt siedelte ich mit meiner Familie nach Bern über, wohin ich im Winter 1948/49 berufen worden war.

Über mein Tun und Wirken in Bern muss ich hier nicht viel sagen. Zum Teil kennen Sie das noch aus eigener Anschauung. Mein Amt an der Evang.-

theol. Fakultät habe ich – etwas geleitet von Basler Vorbildern – primär als Lehramt aufgefasst mit dem Ziel, die Studierenden in die Welt des Alten Testaments in den Vorlesungen und in den Seminarien einzuführen. Das bereitete mir stets eine grosse und gleichbleibende Freude, wozu viel beitrug, dass die Studierenden mir von Anfang an und mit der Zeit noch mehr Wohlwollen und Verständnis entgegenbrachten. Meine Freude an der Aufgabe war so gross, dass ich den berechtigten Vorwurf hinnahm, in der langen Zeit zu wenig veröffentlicht zu haben. Nicht umsonst hat mein früherer Kollege, Wilhelm Michaelis, mir einmal gesagt: «Herr Stamm, Sie müssen sich bewähren.»

Wenn ich nun an die Verpflichtung denke, die mit dem Wörterbuch auf mich zukam, so kann ich nur staunen über den Weg, den ich geführt wurde. Es war die Studienzeit in Leipzig mit allem, was sie an philologischen Anregungen und Einsichten durch Landsberger bot. Dabei vergesse ich nicht, dass ich ausserdem bei Albrecht Alt, dem Hethitologen und Semitisten Johannes Friedrich und dem Arabisten Erich Bräunlich hören durfte. Das trat dann zurück hinter den Anforderungen, die das Berner Lehramt an mich stellte. Mit dem Wörterbuch kamen aber jene Anregungen und Einsichten wieder hervor, und so manches, was ich einst gelernt hatte, wurde wieder lebendig.

XII

In unserer Dreiergruppe trafen wir uns während langer Zeit alle 4–6 Wochen in meinem zwischen Lausanne und Zürich gelegenen Studierzimmer in Wabern. Dabei besprachen wir die Blätter, die ich als Entwürfe geschrieben, dann vervielfältigt und den beiden Mitarbeitern zugestellt hatte. Bei den Besprechungen verstanden wir uns gut, und die beiden Mitarbeiter nahmen wenig Anlass zu eigentlicher Kritik. Sie brachten gelegentliche Ergänzungen an und äusserten Wünsche zur Anordnung des Stoffes bei einzelnen Artikeln. Dabei kam uns die «clarté latine» von Philippe Reymond zugute. Er hat dann auch die besprochenen Blätter gesammelt und sie auf die Maschine gebracht. So hat er das ganze Manuskript zu HAL III getippt und auch schon von HAL IV die Blätter bis und mit *Šin*. Mit *Tāw* hat er dagegen noch nicht begonnen.

Weil wir gerade vom *Tāw* sprachen, kann ich schnell beifügen, dass ich beim Schreiben bis *ṯrāpîm* gelangt bin, einem nicht ganz einfachen Gegenstand, der mich in den vergangenen Ferien beschäftigte. Jetzt ist *Taršîš* an der Reihe, und inzwischen ist der ganze Text bis und mit *tēša'* geschrieben.

Unter meinen Kollegen war ich zusammen mit Kurt Guggisberg einer der letzten, die sich einen persönlichen Assistenten zutrauten. Aber in meinen letzten vier Jahren als Ordinarius an unserer Fakultät erhielt ich einen Assistenten in der Person von Peter Bärtschi. Er hat in dieser Funktion manches Buch durchmustert mit der Frage, ob sich darin etwas für das Wörterbuch Wichtiges finde. War dies der Fall, so hielt er die je einschlägigen Sätze auf einem Blatt – einer sog. «fiche» – fest, die dann in meinen Zettelkasten wanderte, um an der entsprechenden Stelle benützt zu werden. Es waren schöne Nachmittage, die wir so zusammen verbrachten. An deren Anfang sagte ich etwa: «Herr Bärtschi, wollen wir wieder ein wenig <wörterbücheln>?»

Im Herbst 1976, nach meinem Rücktritt als Ordinarius, war Herr Bärtschi noch für ein halbes Jahr Assistent bei Martin Klopfenstein, bis er dann ein Pfarramt in Bern-Bethlehem übernahm, doch ohne seine begonnene Arbeit an der Dekalogforschung aufzugeben.

Neben meiner Verpflichtung an unserer Fakultät hatte ich seit 1960 an der Phil.-hist. Fakultät noch einen Lehrauftrag inne für Altorientalische Sprachen mit einem Seminar. Diesen konnte ich von 1976–1980 noch weiterführen, was ich mit grosser Freude tat. Dem Seminar war ein Hilfsassistent oder eine Hilfsassistentin zugeteilt. Eine Reihe verschiedener Persönlichkeiten hat im Laufe der Jahre während ihrer Studienzeit diese Funktion ausgeübt. Aus ihrer Zahl nannten wir schon Madeleine Beglinger. Auf sie folgte Ortwin Kohler, jetzt in Rheineck (SG). Nach ihm kam Hans-Peter Mathys, welcher mir bald als besonders interessierter Student aufgefallen war. Als er sein Propädeutisches Examen bestanden hatte, fragte ich ihn, ob er Hilfsassistent am Orientalischen Seminar werden wolle. Seine rasche Antwort lautete: «Nichts lieber als das.» Mit dem Wörterbuch ist er besonders dadurch verbunden, dass er mir eine Zeitlang half, die geschriebenen Blätter zu kopieren. Dies geschah auf einer Maschine im 2. Stock des Bahnhof Bern. Wir trafen uns jeweils morgens um 8 Uhr und belohnten unsere Mühe dann mit einem gemütlichen gemeinsamen Frühstück.

Nachdem H.-P. Mathys seinen Platz im Altorientalischen Seminar zugunsten seiner Dissertation verlassen hatte, fanden sich noch drei Persönlichkeiten bereit, die Hilfsassistentenstelle anzunehmen und das Wörterbuch durch Notizen aus Büchern und Zeitschriften zu fördern. Es sind dies Konrad Haldimann in Zürich, Elisabeth Schaedeli in Kirchberg und Brigitte Stoll in Bern. An sie alle bewahre ich eine gute und dankbare Erinnerung.

XIII

Wir kommen nun zum letzten Abschnitt und damit zur Frage, welches der besondere Charakter sei des dritten und dann auch des vierten Bandes. Das Manuskript des letzteren liegt nun zum Teil schon bei Brill in Leiden, und im Laufe des Jahres 1989 soll er als ganzer dorthin gelangen, um auf den beginnenden Druck zu warten.

Wenn ich nun über die beiden Bände berichten soll, ergibt sich eine Schwierigkeit. Ich habe nämlich, wie meine Kollegen es wünschten, stets weiter gearbeitet, weiter und weiter von Wort zu Wort und habe mir keine Liste angelegt von besonderen Fällen, wie Konjekturen und neuen Worten. Ich muss mich auf Allgemeines beschränken, um so wenigstens die Grundsätze zu verdeutlichen, die uns leiteten. Ich wiederhole damit einiges von dem, was ich bereits 1977 auf dem Kongress in Göttingen gesagt habe. Philologische Spezialitäten, die ich dort äusserte, bleiben jetzt weg.

Der wohl wichtigste Grundsatz lautet: Wir bringen dem überlieferten hebräischen Text Vertrauen entgegen. Das ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit, die aber doch einer Erläuterung bedarf. Dem Text zu vertrauen, schliesst vor allem den Verzicht auf viele Konjekturen ein. Der Septuaginta folgend hat man zu Zeiten von Duhm und Gunkel solche am hebräischen Text verhältnismässig leicht vorgenommen, was sich besonders bei den Psalmen, auch bei Hiob in der 1. Auflage des *Lexicons* auswirkt, wie auch in der von Koehler und seinen Nachfolgern mit Recht immer wieder befragten Zürcher Bibel. Von dieser Art Konjektural-Kritik ist man aber schon seit langer Zeit abgekommen. Man vertraut eben dem hebräischen Text mehr, und man hat erkannt, dass die Septuaginta das Hebräische nicht einfach übersetzt, sondern dass sie es zugleich interpretiert.

Vertrauen zum überlieferten Text ist aber auch in einer zweiten Richtung geboten, einer Richtung, die mit den verwandten Sprachen arbeitet. So ist es bei G. R. Driver, der anstelle von Konjekturen eine Erweiterung des hebräischen Wortschatzes anstrebt, und dies vor allem mit Hilfe des Arabischen, von dem aus er neue Bedeutungen und Wörter ins Hebräische glaubte einführen zu können. Koehler und auch noch Baumgartner haben einiges davon übernommen, während ich mehr skeptische Zurückhaltung übe.

Verwandt damit ist der Gebrauch des Ugaritischen. Dies ist eine mit dem Hebräischen nahe verwandte Sprache, so dass man sich veranlasst oder berechtigt fühlen konnte, vor allem ältere hebräische Texte mit Hilfe ugaritischer Vokabeln zu bereichern oder zu modifizieren. Das ist eine Methode, die vor allem Albright und einzelne seiner Schüler anwandten, darunter der am Päpstlichen Bibelinstitut in Rom lehrende Mitchell Dahood, der leider

bereits seit einigen Jahren gestorben ist. Seine Arbeitsweise mit ihrem Umgang mit dem Ugaritischen ist an seinem dreibändigen Psalmenkommentar von 1966–1970 gut zu erkennen. Obwohl hier nicht alles falsch, und manches zum mindesten neuartig und interessant ist, scheint im Ganzen doch Vorsicht geboten. Ich muss mich hier an einen Satz Landsbergers erinnern, der sagte, die semitischen Idiome sind Sprachen und nicht Dialekte. Das bedeutet Vorsicht gegenüber dem Versuch, Hebräisch und Ugaritisch allzu nahe aneinander zu rücken.

Wir haben uns zuvor von Konjekturen, die mit Hilfe der Septuaginta gewonnen wurden, etwas distanziert. Das heisst aber nicht, dass wir der Septuaginta sonst keine Bedeutung beimessen würden. Wir haben ihre Wiedergabe hebräischer Wörter und besonders auch hebräischer Eigennamen stark beachtet und auch die anderen alten Übersetzungen (Targum, Vulgata, Peschittā) mehr berücksichtigt, als es zuvor der Fall gewesen war.

Von den verwandten Sprachen haben wir schon erwähnt, dass Baumgartner sie mehr und regelmässiger berücksichtigt, als Koehler das tat.

Für das Akkadische war das verhältnismässig einfach, da hier mit dem «Chicago Assyrian Dictionary» und dem Akkadischen Wörterbuch von Soden gute Hilfsmittel zur Verfügung stehen. In besonderen Fällen beriet mich von Soden persönlich in verständnisvoller Weise. Schwieriger war es mit dem Ugaritischen, das im Unterschied zum Akkadischen noch keine stabilisierte Wissenschaft hinter sich hat. Für Baumgartner war es insofern noch einfacher, als er sich auf die damals geltenden Wörterbücher von Gordon und Aistleitner stützen konnte. Diese sind immer noch nützlich, aber zu einem Teil veraltet. Heute muss man zu Spezialuntersuchungen greifen, wie sie seit 1969 in den zahlreichen Bänden der Zeitschrift «Ugarit-Forschungen» vorliegen. Ich habe diese Bände oft benützt, und das hatte zur Folge, dass im HAL der früher oft so kurze Abschnitt über das Ugaritische länger und komplizierter geworden ist.

Von den weiteren Sprachen, die herangezogen wurden, will ich jetzt nur noch das Arabische erwähnen. Hier habe ich von Leipzig her Vorsicht gelernt, da mit der Überfülle von Wörtern, die zur Verfügung stehen, jeder – wie man schon gesagt hat – finden kann, was er will. Das schöne Wörterbuch von Wehr leistet nützliche Dienste, aber es enthält weithin den Wortschatz der neueren Zeit, der für das Hebräische nicht genügen kann. So wandte ich meine Schritte oft zur Berner Stadtbibliothek, wo sich das für die ältere Sprache wichtige und leider am Schluss nicht ganz vollständige Arabisch-Englische Lexicon von Lane findet. Trotz den arabistischen Angaben von Buhl habe ich es konsultiert, so oft es sinnvoll und nötig schien.

Zur Eigenart des *Lexicons* von Koehler gehört es, dass es eher eingleisig ist. Koehler hatte zum Sinn einer Vokabel seine Meinung. Sie stellte er hin, weil er sie für die richtige hielt. Auf eine Diskussion mit anderen Meinungen liess er sich nur wenig ein. Das wurde schon bei Baumgartner etwas anders. Noch mehr gilt das für HAL III und wird es auch für HAL IV gelten. Mir erscheint es für ein Wörterbuch selbstverständlich, dass es in schwierigen oder unklaren Fällen mehreren Meinungen Raum gibt. Dabei habe ich immer ein Wort von Martin Noth im Ohr, der einmal sagt: «Die Wissenschaft muss diskutierend sein.» Daran habe ich mich mit den Möglichkeiten, die wir hatten, gehalten. Ich wage nicht zu entscheiden, ob ich dabei immer das richtige Mass fand zwischen einem Zuviel und vielleicht auch einmal einem Zuwenig. Auch bin ich mir im Anblick des neuen Gesenius bewusst, dass ein Wörterbuch wie HAL immer wieder von einem Kreis von Verfassern an einen neuen Kreis weitergegeben werden muss, einem fernen und nie ganz zu erreichenden Ziel entgegen.

Johann Jakob Stamm, Bern